

Die Radiopredigten

Auf DRS 2 und DRS Musikwelle gehört, zur Ergänzung notiert. Es gilt das gesprochene Wort

Li Hangartner, römisch-katholisch

27. Juni 2010

Wer taugt

Lukas 9, 57-62

Liebe Hörerin, lieber Hörer

wie hat es eigentlich mit der Kirche angefangen? Eines ist sicher: auf jeden Fall nicht mit der Gründung von Ortskirchen, denen Priester und Bischöfe vorstanden. Jesus hat Leute um sich geschart, Männer und Frauen, die bereit waren, seine Lebensweise zu teilen, die sich, wie er, von den geordneten Verhältnissen verabschiedeten, auf Familie und Besitz verzichteten und mit ihm durchs Land zogen, um voll und ganz für das Reich Gottes zu arbeiten. Sie waren bereit, eine Existenz mit ihm zu teilen, die schutzloser und unsicherer war als die der Füchse und Vögel. Davon erzählt das heutige Evangelium. Jesus ist seit drei Jahren unterwegs und befindet sich auf dem Weg nach Jerusalem. Auf diesem Weg hat Jesus drei verschiedene Begegnungen. Hören wir aus dem Lukasevangelium:

„Als sie auf ihrem Weg weiterzogen, redete ein Mann Jesus an und sagte: Ich will dir folgen, wohin du auch gehst. Jesus antwortete ihm: Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann. Zu einem anderen sagte er: Folge mir nach! Der erwiderte: Lass mich zuerst heimgehen und meinen Vater begraben. Jesus sagte zu ihm: Lass die Toten ihre Toten begraben; du aber geh und verkünde das Reich Gottes! Wieder ein anderer sagte: Ich will dir nachfolgen, Herr. Zuvor aber lass mich von meiner Familie Abschied nehmen. Jesus erwiderte ihm: Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat und nochmals zurückblickt, taugt für das Reich Gottes.“

Vor drei Jahren ist meine Mutter gestorben, ich habe sie die letzten sechs Wochen vor ihrem Tod im Spital begleitet. Ich habe soviel Zeit mit ihr ver-

bracht, wie ich nur konnte, bin mit ihr im Rollstuhl spazieren gegangen, habe ihr Gesellschaft geleistet beim Essen, habe sie abends ins Bett gebracht und manchmal bei ihr gewacht, bis sie eingeschlafen ist. Wenn Jesus damals zu mir gesagt hätte: Lass die Toten ihre Toten begraben, du aber geh und verkündige das Reich Gottes! – ich hätte ihm den Rücken gekehrt. Nicht mit mir. Heisst das, dass ich nicht fürs Reich Gottes tauge?

Heisst denn Jesus nachfolgen, dass ich nirgends zu Hause sein darf? Dass ich mich von Familie, Freunden und Freundinnen lösen muss? Dass ich nicht einmal in den schwierigsten Momenten meines Lebens, in jenen von Tod und Abschied, im Kreise meiner Nächsten sein darf? Es ist doch human, zurück zu schauen, das Leben, die Leiden und Leidenschaften, die Kämpfe und Träume der Toten nicht zu vergessen. Liegt in einer solch radikalen Haltung – die Toten liegen lassen, die Familie verlassen – nicht auch etwas Gefährliches. Besonders, wenn man überlegt, was totalitäre Ansprüche nicht nur politisch, sondern auch religiös bewirkt haben? Die christliche Frömmigkeitsgeschichte ist voller solcher (rettet den Genitiv!) Beispielen. Von meiner Namenspatronin Elisabeth von Thüringen wird erzählt, wie sie von ihrem Beichtvater Konrad von Marburg gezeißelt wurde, um sie für Gott gefügig zu machen. Zudem hatte er ihr verboten, ihre Kinder zu sehen – und das alles zur grösseren Ehre Gottes und fürs Seelenheil dieser jungen Frau. Was ist das für ein Christentum, in dem einer das einer anderen antut und die andere es sich im Namen Gottes gefallen lässt! Was für eine Lebensauffassung steckt dahinter, die da fordert: Das Leben gelingt nur, wenn man es aufgibt? Welcher Gott wird da verehrt? Ist das der Gott, den Jesus zärtlich Abba nennt?

Sicher, Tote können uns auch nach rückwärts ziehen. Sie können einem auf der Brust liegen und das Atmen schwer machen. Im Geiste der Toten leben, das könnte auch die gefährliche Botschaft enthalten: Denkt, was wir gedacht haben; lebt, wie wir gelebt haben; liebt, wie wir geliebt haben. Gesellschaften, bei denen der Totenkult eine besondere Bedeutung hat, sind meistens konservative Gesellschaften. Ich versuche, die harten Worte Jesu zu verstehen, die sagen: „Lass die Toten die Toten begraben“ und: „Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat und nochmals zurückblickt, taugt für das Reich Gottes“. Dies kann heissen: Lass dich nicht einfangen durch die Vergangenheit, blick nicht zurück, lass dich nicht rückwärts ziehen, sondern schau vorwärts. Lass hinter dir, was dich hindert, deinen eigenen Weg zu gehen, seien es Traditionen oder Konventionen, ungeschriebene Gesetze, die dir vorschreiben, wie du dich verhalten sollst. Das hat mit einem Selbstverwirklichungstrip und individueller Freiheit wenig zu tun. Vielmehr geht

es darum, sich auf die befreiende Botschaft Jesu und auf diese Welt einzulassen. Es gibt keinen Neuanfang ohne Bruch mit den Herkömmlichkeiten. Beim Propheten Jesaja lesen wir: „Denkt nicht an das, was vergangen ist. Denn siehe, ich mache alles neu“ (Jesaja 43, 18-19b). Es kann gut und wichtig sein, aus dem fortgejagt zu werden, worauf man sich schon immer bezogen hat. So erging es dem Apostel Paulus. Auch er wurde fortgejagt aus dem, was ihm geläufig war: Er wurde vom Christenverfolger zum Christuseiferer. Eine Katastrophe – der Sturz vom Pferd und die Blindheit – bedeuteten den Bruch mit seinem bisherigen Leben und der Beginn eines neuen. Seine Bekehrung, die darauf folgte, wird als Wunder geschildert. Er wird sehend. Nicht weniger als ein Wunder ist es, wenn jemand der alten Welt entkommt, den eingeschliffenen Überzeugungen, der alten Lebenspraxis, und offen wird für das Neue.

Eine Berufungsgeschichte aus unserer Zeit ist die Geschichte der Amerikanerin Dorothee Day. Sie hatte eine Karriere als Journalistin und Romanautorin vor sich. Die Begegnung mit einem ehemaligen Mönch veränderte ihr Leben: Am 1. Mai 1933 wurde die erste Ausgabe des Catholic Worker am Union Square in New York verkauft, für einen Penny, damit sie sich jeder leisten konnte. Herausgeberin dieser Zeitung war Dorothy Day. Was als Zeitungsprojekt begann, entwickelte sich schnell zu einer nationalen Bewegung mit Suppenküchen für die Armen, Notunterkünften, landwirtschaftlichen Betrieben. Dorothy Day war gegen die Vorstellung, dass Christen und Christinnen sich nur um ihre Freunde sorgen sollten, die Sorge um Fremde aber unpersönlichen Wohltätigkeitsorganisationen überlassen. Jeder und jede sollte ein „Christenzimmer“ haben, und jede Kirchengemeinde ein „Haus der Gastfreundschaft“. Dort sollten sie die „Botschafter Gottes“ empfangen: Mit ‚Botschaft Gottes‘ meinte sie die die Armen und Bedürftigen. Dorothy Day lebte bis zum Ende ihres Lebens völlig besitzlos und für die, die von der Gesellschaft aufgegeben worden waren. Im Sinne der heutigen Bibelstelle heisst das: Sie hat alles verlassen und nicht zurück geschaut; sie hat nicht ihre Toten begraben, sondern dem Leben gedient. Übrigens: Den Catholic Worker gibt es immer noch, und er kostet nach wie vor 1 Penny.

Tote können uns auch nach vorne ziehen. Sie erinnern uns daran, was nicht sein soll, und wie es nicht sein soll. Sie erinnern uns daran, was sein soll. Unter uns gibt es selten dramatische Veränderungen wie die im Leben einer Dorothy Day. Aber grosse Figuren wie sie sollen uns nicht entmutigen, die alltäglichen Schritte in die Radikalität zu tun. Die Radikalität geht oft kleine Schritte. Berufung bedeutet nichts Elitäres, sondern eine Aufgabe: Wo kön-

nen wir den Willen Gottes zum Recht und zur Gerechtigkeit, zur Wahrheit und zum Frieden in unserem Alltag befolgen? Diese Frage richtet sich nicht nur an uns als Einzelne, der Auftrag Jesu ergeht auch an uns als Kirche: Lass die Toten die Toten begraben. Schau nicht zurück, sonst bist du nicht tauglich für das Reich Gottes. Vielleicht muss die Kirche ausziehen aus den alten Selbstverständlichkeiten ihres Ansehens in der Gesellschaft, aus den Höhlen und Nestern des Reichtums. Vielleicht muss die Kirche neu lernen, den Bruch zu wagen mit den Geläufigkeiten einer Grossinstitution und auf Privilegien zu verzichten. Das ist aber nicht nur eine hohe moralische Aufgabe, die uns auferlegt ist, sie führt auch in neue Freiheit. Es ist auch eine Freiheit der Kirche, nicht gefangen zu sein im alten Gehäuse. Es ist auch eine Freiheit der Kirche, dem eigenen Ungenügen und der eigenen Korruption zu entkommen. Es ist auch eine Freiheit der Kirche und unsere Chance, neu zu lernen, wer wir als Kirche sind und was wir sein sollen und wie wir dem Reich Gottes näher kommen als wir jetzt sind.

Liebe Hörerin, lieber Hörer, die Vögel haben ihre Nester und die Füchse haben ihre Höhlen. Wir aber sind nirgends ganz zu Hause. Auf die Frage, warum er an Gott glaube, sagte einmal Heinrich Böll: „Wegen der Tatsache, dass wir alle eigentlich wissen – auch wenn wir es nicht zugeben – dass wir hier auf der Erde nicht zu Hause sind, nicht ganz zu Hause sind. Dass wir also noch woanders hingehören und von woanders herkommen. Ich kann mir keinen Menschen vorstellen, der sich nicht - jedenfalls zeitweise, stundenweise, tageweise oder auch nur augenblicksweise – klar darüber wird, dass er nicht ganz auf diese Erde gehört.“ Vielleicht ist es ja so: Je mehr wir von Jesus lernen, desto weniger sind wir zu Hause in einem Haus, in dem noch nicht wirklich alle wohnen können. Welch unbescheidene Wünsche sind es doch, einen neuen Himmel und eine neue Erde zu erwarten, in denen Recht und Gerechtigkeit wohnen, aller Hunger und aller Durst gestillt, alle Tränen getrocknet und alle Seufzer geflohen sind.

*Li Hangartner
Sternhalde 12, 6005 Luzern
li.hangartner@radiopredigt.ch*

Auf DRS 2 und auf DRS Musikwelle um 9.30 Uhr (kath.) und um 9.45 Uhr (ref.)